

(Kaschbrud verboten.)

## 11) „Soldaten sein schön!“

Wilder aus Kaserne und Lazarett.  
Von Karl Fischer.

Volter war nicht wenig überrascht, als er nach zwei Stunden, als das Turnen zu Ende war, auf dem Rasenplatz nur seinen Rock vorfand. Seine Hose war verschwunden! Der Rock war schön in der Zeit getrocknet, fig und fertig zum Appell.

„Donnertwetter! Was mache ich nun?“ sagte er sich. Die Hose kann doch nur gestohlen sein! Aber die ganze Kompagnie hatte doch Dienst? Wer könnte denn das getan haben?“

„Soll ichs dem Korporalschaftsführer melden?“ fragte er Best, als er wieder auf seine Stube gekommen war und ihm diese Neuigkeit mitgeteilt hatte.

„Der kann Dir auch keine geben,“ antwortete Best. „Du kannst höchstens noch gemeldet werden, weil Du so leichtsinnig warst und Deine Sachen ohne Aufsicht hast liegen lassen.“

„Was soll ich nun machen?“

„Ja, da ist guter Rat teuer.“

„Glaubst Du, daß sie gestohlen worden ist?“ fragte Volter.

„Aber selbstverständlich!“

„Wer kann sie denn genommen haben?“

„Wer weiß? Mir ist auch mal eine Drillischhose weggekommen. Ich hatte zweimal meinen Namen eingenäht. Einen oben am Bund, daß ihn jeder lesen konnte, und einmal unten in den Saum des linken Hosensbeins, damit ich beweisen konnte, daß sie mir gehörte, wenn ich sie bei einem anderen entdeckte, der sie gestohlen hatte.“

„Und — hast Du sie wiedergefunden?“

„Ich hatte meinem Freund Lüdelt erzählt, und ihm genau beschrieben, wie sie aussieht. Nach ein paar Tagen sagt er mir, daß er sie auf der Kammer entdeckt hatte, wie er einmal zur Kammerarbeit kommandiert worden war.“

„Hier? In unserer Kompagniekammer?“

„Ja.“

„Wußte ers denn genau?“

„Er hatte ja den Namen gefunden im Hosensbein.“

„Was hast Du dann gemacht?“

„Nichts! Wenn ichs gemeldet hätte, wär mirs bloß noch trauriger ergangen als so. Ich habe mir dann eine andere gekauft.“

„Ich werds auch so machen,“ sagte Volter entschlossen.

„Denn wenn ich sie heute abend zum Appell nicht habe, falle ich auf und werde vielleicht bestraft. Aber wo kaufst man denn die?“

„Bei Bollhauer. Gleich rechts, wenn Du zum Tor hinauskommst in der Salzgasse. Nach aber schnell, daß Du zur Puhstunde wieder da bist. Zieh Deinen fünften Anzug an und beeile Dich.“

Eine Viertelstunde später stand Volter in dem spelunkenhaften kleinen Laden des Altwarenhändlers Bollhauer. Aus einem zusammengeworfenen Haufen alter Kommißhosen wies ihn dieser an, nach Wunsch auszusuchen. Wie groß war Volters Erstaunen, als er in der ersten Hose, die er in die Hand nahm, seine eigene wiedererkannte.

„Wie kommen Sie denn zu dieser Hose?“ fragte er den Bollhauer, der mit seinem ausgemergelten Bucherergesicht ihm gleichgültig zusah.

„Wie soll ich dazu kommen? Ich habe sie gekauft wie alle anderen.“

„Das ist nämlich meine Hose, die ich heute mittag erst gewaschen habe! Sie ist jetzt noch etwas feucht.“

„So? — hm — das kann jeder sagen.“

„Aber ich werde doch meine Hose wieder erkennen! Der Name ist natürlich ausgechnitten worden. Der Kompagniestempel auch. Wer hat sie Ihnen denn verkauft?“

„Weiß ich, wie er heißt. Bei mir gehen täglich viele aus und ein.“

„Und wenn nun solche Sachen gestohlen sind?“

„Das weiß ich doch nicht!“ antwortete Bollhauer, dem die Fragerei schon lästig wurde.

„Was soll meine Hose kosten?“

„Eine Mark.“

„Mir bleibt schon nichts anderes übrig, als zu bezahlen. Hier haben Sie Geld! Es wäre für mich bloß interessant, zu wissen, wer der Dieb gewesen ist.“

Zur rechten Zeit kam Volter in die Kaserne zurück. Während der Puhstunde nähte er seinen Namen in die Hose und malte mit Tinte den Kompagniestempel nach. Für ihn ging der Appell, dem der Hauptmann beiwohnte, glatt vonstatten.

Volter und Weiner sahen sich täglich, wenn sie sich auch nicht immer sprechen konnten. Auf dem großen Exerzierplatz, auf dem das Bataillon exerzierte, konnten sie sich oft im Vorübergehen unauffällig zuwinken. Abends nach dem Dienst holte Volter Weiner aus dem Revier seiner Kompagnie regelmäßig ab. Dann unterhielten sie sich in irgendeinem versteckten Winkel des Kasernements bis zum Zapfenstreich. Es entwickelte sich zwischen beiden eine aufrichtige Kameradschaft. In den Stunden ihres Weisammenseins waren die Sorgen des Alltags vergessen. Unter vier Augen fühlten sie sich frei vom Militärzwang und standen sich als Menschen gegenüber, mit gleichen Anschauungen und gleichen Zielen. Weiner war der ältere, und wenn Volter auch bitterböse Erfahrungen in seinem bisherigen Leben zu verzeichnen hatte, so hatten sie doch lange nicht so auf ihn gewirkt wie auf Weiner. Volters praktischer Sinn half ihm über vieles hinweg, während Weiner noch halb im Banne seiner einseitigen Erziehung steckte und auch zum Träumen und Grübeln neigte. Er war froh, in Volter einen Menschen gefunden zu haben, der ihn verstand. Bei der Antipathie, mit der beide das Militärleben betrachteten, war ihnen ihr geistiger Verkehr eine Erlösung. Wochte der Dienst noch so bitter — die Erfahrungen im Kasernenleben noch so widerlich sein — ihre Ideale ließen sie sich nicht trüben.

„Denk Dir,“ rief eines Abends Weiner dem Volter freudig entgegen, als sie sich wieder trafen, „meine Schwester will mich nächsten Sonntag besuchen. Nur auf ein paar Stunden. Sie ist mit ihrer Herrschaft auf der Durchreise.“

„Da kannst Du Dich ja freuen! Wann hast Du sie das letztemal gesehen?“

„Vor einigen Jahren. Damals auch ganz flüchtig. Wie ich Dir schon erzählte, bekam sie nach dem Tode meiner Mutter eine Gouvernantenstelle in einer vornehmen Familie. Seit dieser Zeit stehen wir in ununterbrochenem Briefwechsel. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie ich mich freue, sie endlich einmal wieder zu sehen.“

„Zu welcher Stunde kommt sie am Sonntag?“

„Sie schreibt, gegen Abend. Ich werde Sonntagsurlaub einreichen für alle Fälle. Vielleicht bleibt sie etwas länger. Das wird der erste Urlaub sein.“

„Du warst noch nie auf Urlaub?“ fragte Volter erstaunt.

„Zu wem sollte ich denn fahren? Bis jetzt war ich zu stolz, um Urlaub zu bitten. Nicht mal um Sonntagsurlaub. Erstens hatte ich kein Geld dazu — und dann meine Strafen. Ich stehe jetzt immer noch mit einem Fuß im Arrest. Bin gespannt, was mit meiner letzten Meldung wird. Beim letzten Appell, vorgestern, bin ich wieder aufgefallen. Ich soll dem Hauptmann gemeldet worden sein. Da werden mir wieder drei Tage blühen.“

„Und in Zivil bist Du nicht vorbestraft?“

„Nein!“

„Das ist ganz merkwürdig. Was im Zivilstande viel leicht Mitleid hervorrufen würde, wird hier oft verhöhnt oder als Schande bezeichnet.“

„Wie meinst Du das, Volter?“

„Sieh mal. Zum Beispiel in meiner Kompagnie. Alle Soldaten wissen, daß Bertel, von der alten Mannschaft, vor seiner Dienstzeit drei Jahre Gefängnis wegen schweren Diebstahls hat verbüßen müssen. Als Soldat hat er sich nichts zuschulden kommen lassen und blieb ehrenhafter Soldat erster Klasse. Alle sind überzeugt, daß sie einen ganz abgefeimten Galunken als Kameraden anerkennen müssen. Brüde dagegen, nie vorbestraft, hatte sich vor nem Jahre durch seine

Mittellosigkeit hinreißend lassen, aus dem Kompagniefourage-schrank Brote zu stehlen, die er dann an Zivilpersonen verkaufte. Er wurde einmal dabei ertappt — wurde gemeldet — bekam einige Wochen Arrest und wurde in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt. Das Fehlen der Kokarden an der Mütze kennzeichnet ihn als Verbrecher. Diesen Fluch behält er auch bei, später in Zivil. Erstens steht es in seinen Papieren, und in Kontrollversammlungen wird er öffentlich verlesen. Für sein ganzes Leben ist er gebrandmarkt. Ganz abgesehen von dem Schaden, den er dabei erleidet in seinem Erwerb und in der Gesellschaft.

„Das bringt alles die militärische Disziplin mit sich, lieber Volter.“

„Ja. Der Bertel ist durch die Dienstzeit gewissermaßen rehabilitiert, und er ist doch schließlich der sittlich vollkommenere Mensch von beiden.“

„Das sind gerade zwei Fälle, die uns die Zivil- und Militärrechtspflege schroff gegenüberstellen. Aber es gibt noch viel Schwerwiegenderes gegen die sogenannte „sittliche Erziehung“ beim Militär. Brücke ist ein Ausnahmefall. — Die gesamte Masse untersteht der militärischen Disziplin, dem Zwange und dem System! Der rein sittlich gebildete Mensch steht diesen Verhältnissen fremd gegenüber. Hier gilt er mehr als Dummkopf als im Zivilleben und macht nur die übelsten Erfahrungen. Der geriebene Schlaupf, der bestrebt ist, sich möglichst glatt durchzuschlängeln, hat den besten Weg gewählt. — Ich habe bis jetzt noch keinen Gemeinen gefunden, dem Parademarschübren, Märsche bis zur Erschöpfung ein besonderes Vergnügen bereiten. Jeder sucht sich nach Möglichkeit dem Zwange und den Anstrengungen zu entziehen. Es gehört schon eine ganze Portion Fündigkeit dazu, nicht besonders aufzufallen. Jeder gibt sich Blößen durch Versehen oder Lässigkeit, Blößen, die ein aufmerksamer Unteroffizier zum Anlaß einer Meldung nehmen kann.“

„Was Du da sagst, lieber Weiner, habe ich auch schon gesehen. Aber ich hielt das bisher für etwas — Natürliches — in dem heutigen gesamten Gesellschaftsleben Gewöhnliches! Ich will nicht sagen, eine Notwendigkeit. — Der Militarismus ist ein Uebel, das in unserer bisherigen Gesellschaft notwendig entstehen mußte.“

Weiner schien Volters Antwort ganz überhört zu haben. Wie im Selbstgespräch blickte er vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Hygiene der Heizung.

Von Dr. Georg Zehden (Berlin).

Soll eine Heizungsanlage gesundheitsgemäß und zweckentsprechend sein, so muß sie mehreren Forderungen genügen. Es sind nicht der Heizkörper und die Brennstoffe allein, die für eine gute und zweckmäßige Durchwärmung im Winter maßgebend sind. Wenn die Wände, die Decken und die Fußböden nicht solide konstruiert, wenn die Ziegelsteine nicht hart gebrannt, wenn zwischen dem Fußboden der oberen und der Decke der unteren Etage keine Schutzdecken angelegt, wenn Fenster und Türen undicht sind, dann kann man zentral oder im Ofen heizen; man wird nie ein angenehmes durchwärmtes Zimmer haben.

Man muß möglichst zu jeder Zeit eine gleichmäßige Durchschnittstemperatur von etwa 17—20 Grad Celsius herstellen können. Nun schwankt natürlich die Außentemperatur in ziemlichem Umfang. Die Heizvorrichtungen müssen deshalb regulierbar sein. Sie dürfen auch nicht allzu groß sein; sonst sind sie zu schwer anzuwärmen und ebenso schwer wieder zu entwärmen. Auch soll im ganzen Zimmer eine annähernd gleiche Temperatur herrschen. Sonst ist es möglich, daß man auf der einen Seite, die dem Heizkörper zugewandt ist, eine zu starke Wärme empfindet, und auf der anderen friert, oder daß man einen warmen Kopf und kalte Füße hat. Solche Schwankungen führen leicht zu Erkältungskrankheiten. Auch die Heizungen sind hygienisch unbrauchbar, durch deren Betrieb Verunreinigungen in die Wohnung gelangen. Am gefährlichsten sind die Produkte, die sich infolge ungenügender Verbrennung entwickeln und durch ungewöhnliche Anlagen nicht nach außen abgeleitet werden, sondern ins Zimmer dringen. So entwickelt sich das Kohlenoxydgas bekanntermaßen dann, wenn die Brennmaterialien nicht genügend Sauerstoff zu ihrer Verbrennung vorfinden. Vergiftungen mit diesem Gase sind bei uns glücklicherweise recht selten geworden, seitdem die Ofenklappen vollständig durch die Vaupolizei verboten worden sind. Aber auch sonst strömen gelegentlich für die Atmung ungünstig wirkende Gase von den Heizkörpern aus. Es ist festgestellt worden, daß Staub, der sich an sehr stark geheizten eisernen Ofen oder an den Heizkörpern von Luft-

heizungsanlagen nur allzu leicht ansammelt, verbrennt und zu merklichen Verunreinigungen der Zimmerluft führt. Endlich dürfen die Heizungsanlagen die Zimmerluft nicht allzu sehr austrocknen.

Prüfen wir nun die Heizvorrichtungen, an deren Vollkommenheit ja schon so lange gearbeitet wird, als der Mensch das Bedürfnis fühlt, sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, so müssen wir gestehen: trotz aller Fortschritte der Technik besitzen wir noch keine Methode, die uns in jeder Beziehung befriedigen kann. Das gilt nicht zum wenigsten von den jetzt so vielgerühmten Zentralheizungen, die ja in den modernen Nußhausbauten als besonderes Rodmittel für die Mieter angepriesen werden. Wir denken hierbei gar nicht einmal an die Luftheizung, die anerkanntermaßen schwer zu regulieren ist, die Luft staubig und trocken macht und oft einen eigentümlich brenzlichen Geruch verbreitet.

Wir sehen auch ab von der Dampfheizung, die für kleine Grundstücke — wenn nicht Dampf schon für andere Zwecke erzeugt wird — nicht empfehlenswert und auch nicht ganz ungefährlich ist und oft durch das Geräusch in den Heizkörpern stört. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Warmwasserheizung, die bei uns jetzt sehr viel zur Beheizung von Wohnhäusern benutzt wird. Die Vorzüge einer gut ausgeführten, möglichst mit Ventilation versehenen und sachgemäß bedienten Warmwasserheizung sind unbestreitbar. Es ist eine große Annehmlichkeit, in allen Räumen eine angenehme und gleichmäßige Temperatur zu haben. Das System gestattet eine vollkommene Regulierung, die Bedienung ist leicht und gefahrlos, die Verunreinigung der Luft eine geringe. Demgegenüber stehen aber eine Reihe von Nachteilen. Abgesehen davon, daß die plumpen Heizkörper, selbst wenn sie mit Holz verkleidet sind, nicht gerade einen Schmuck der Wohnung bedeuten, ist die Anlage und der Betrieb durchaus nicht billig und der Preisaufschlag auf die Mieten ein viel größerer, als wenn man sämtliche Räume mit Ofen beheizen würde. Dann — und das ist einer der wichtigsten Punkte, die unserer Ansicht nach zu beachtenden sind — ist die Luft in Räumen, die durch Warmwasserheizung erwärmt werden, sehr trocken, ein Fehler, der auch durch Verstäubungs- oder Verdampfungsapparate nur unvollkommen zu überwinden ist. Der Arzt, der in viele zentral beheizte Wohnungen kommt, kann deren Einfluß auf die Gesundheit am besten bewerten. Die Erfahrung lehrt immer aufs neue, daß sich empfindliche Personen in solchen Wohnungen leicht erkälten, und daß es oft große Mühe macht, ihre Krankheit zur Heilung zu bringen. Und deshalb sehnen nicht selten Familien, die sich von der Zentralheizung alle möglichen Vorteile versprochen, den Tag herbei, an dem sie wieder ausziehen und in eine Wohnung zurückkehren können, die mit Ofen erwärmt wird. Dieser Wunsch wird ein noch regerer, wenn einmal die Heizung eingefroren oder der Betrieb durch irgendeine andere Störung für kürzere oder längere Zeit unterbrochen war.

Wir wollen natürlich durchaus nicht sagen, daß nun die Ofenheizung ein Ideal darstellt; im Gegenteil, manche Konstruktionen sind als völlig ungeeignet für eine Durchwärmung von Wohnräumen zu bezeichnen. So vor allem die einfachen eisernen Ofen. Die Wärme gelangt ausschließlich durch direkte Strahlung ins Zimmer und verteilt sich hier höchst ungleich. Es muß häufig Feuerungsmaterial nachgelegt werden; dabei gelangt viel Staub ins Zimmer, der sich auch am Ofen niederschlägt und hier wieder verbrennt. Und paßt man nicht auf, so ist der Ofen schnell wieder abgekühlt und man friert. Diese Nachteile werden in gewissem Sinne von den eisernen Dauerbrandöfen, die heutzutage in großer Vollendung hergestellt werden und die eine ununterbrochene Durchwärmung ermöglichen, vermieden. Auch die direkte Strahlung der Wärme ist dadurch, daß die Ofen mit Mänteln umgeben werden, verhindert. Aber die Erwärmung ist auch wenig gleichmäßig und der Betrieb recht kostspielig, da als Brennmaterial ein fein zerkleinertes, teures Anthrazit verlangt wird. Paßt man nicht sehr auf, so erlischt das Feuer. Und das Anfeuern macht ziemliche Mühe: es dauert eine ganze Weile, ehe ein genügender Wärmegrad erzielt wird. Endlich ist selbst der schönste Dauerbrandofen, der oft vor dem bereits vorhandenen Ofen aufgestellt und mit ihm durch Heizröhren verbunden ist, kein Schmuck für die Wohnung. Ebenjowenig sind für unser Klima Kamine geeignet, in denen die Feuerstelle offen ist. Die Erwärmung erfolgt fast ausschließlich durch Strahlung, die Zimmer sind ganz ungleich erwärmt und das Brennmaterial wird schlecht ausgenutzt.

Am wenigsten von all diesen Nachteilen besitzen unsere alten und bewährten Kachelöfen- und Kachelöfen. Ihr Feuerungsraum ist von einem Mantel aus glasierten Tonkacheln umgeben, die auf ihrer Rückseite mit breiten Rändern versehen sind, an denen sie mit Lehm und Ziegelsteinen ausgefüllt werden. Die Heizfläche wird durch gemauerte „Büge“ vergrößert, die die heißen Verbrennungsprodukte passieren müssen.

Die Kachelöfen brauchen meist nur einmal am Tage mit einer größeren Menge Brennmaterial besetzt zu werden. Die Wärme speichert sich in den Steinmassen des Ofens auf, der sie ganz allmählich an den Wohnraum abgibt. In kalten und holzreichen Gegenden findet man manchmal solche Ofen von kolossalem Umfang. Für unser Klima sind verhältnismäßig kleine Kachelöfen ausreichend und auch empfehlenswerter, weil sie leichter regulierbar sind. Denn jene riesigen „Massenöfen“ heizen sich schwer an; haben sie aber erst einmal die Wärme in sich angehäuft, dann ist es schwierig, die Temperatur herabzumindern. Der beste Grundriß für einen Kachelofen ist die länglich viereckige Form, bei der die

## Aus Ibsens Nachlaß.\*)

Judas.

Im Jüngerkreis war er ein fremder Ton,  
Des Wagens dreizehntes Rad in Person.

Was ihn dahin trieb, ist gelegt ad acta;  
Die Geschichte vermeldet nur nackte Fakta.

Man weiß, in Gewissensschlummer befangen,  
Ging er und küßte dem Heiland die Wangen.

So ward Höll' wie Himmel das Jhre gezollt,  
Doch wie — hätte Judas nun nicht gewollt?

### Aufzeichnungen zu einer Tragödie der Gegenwart.

Es gibt zwei Arten geistiger Gesehe, zwei Arten Gewissen, eins für den Mann und ein ganz anderes für das Weib. Sie verstehen einander nicht; aber das Weib wird im praktischen Leben nach dem Geseh des Mannes beurteilt, als ob sie nicht ein Weib, sondern ein Mann sei.

Die Ehefrau des Stückes kennt sich am Ende in dem, was recht oder unrecht ist, gar nicht mehr aus; das natürliche Gefühl auf der einen und der Autoritätsglaube auf der anderen Seite bringen sie ganz in Verwirrung.

Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unserer heutigen Gesellschaft, die eine ausschließlich männliche Gesellschaft ist, mit Gesehen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklagen und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkt aus beurteilen.

Sie hat eine Fälschung begangen, und das ist ihr Stolz; denn sie hat es aus Liebe zu ihrem Manne getan, um ihm das Leben zu retten. Dieser Mann aber steht mit der ganzen Ehrenhaftigkeit des Alltagsmenschen auf dem Boden des Gesehes und sieht die Sache mit den Augen des Mannes an.

Seelenkämpfe. Unter dem Druck des Autoritätsglaubens irre geworden, verliert sie den Glauben an ihr moralisches Recht und an ihr Talent, ihre Kinder zu erziehen. Bitterkeit. Eine Mutter in unserer heutigen Gesellschaft, wie gewisse Insekten hingehen und sterben, wenn sie in der Fortpflanzung des Geschlechts ihre Pflicht getan haben. Liebe zum Leben, zum Haus, zu Mann und Kindern und Verwandten. Ein und wieder frauenhaftes Abschütteln der Gedanken. Plötzlich wiederkehrende Angst und Entsetzen. Alles muß allein getragen werden. Die Katastrophe nähert sich unerbitlich, unabwendbar. Verzweiflung, Kampf und Untergang.

## Ein Vulkanausbruch im innersten Afrika.

Auf der großen Expedition ins innerste Afrika, die Herzog Adolf Friedrich von Reckenburg unternommen hat und deren vom Herzog verfaßte Darstellung in den nächsten Tagen bei Klinckschardt u. Viermann in Leipzig erscheinen wird, ist auch die reiche Vulkanwelt an der Grenze von Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat durch den Geologen der Gesellschaft, Kirckstein, sachmännisch durchforscht worden. Der Herzog begnügte sich mit der Besteigung des Rinaunge, jenes zuerst von Graf Söden 1894 erklimmenen Vulkans, dessen riesiger, nahezu kreisrunder Explosionskrater einen gewaltigen Eindruck machte. Kirckstein aber widmete sich in mehr als halbjähriger angestrengter Tätigkeit der geologischen Erforschung des ganzen Gebietes und untersuchte besonders die Gruppe der Wirungavullane eingehend. Er wurde in unmittelbarer Nähe zum Zeugen eines Ausbruches des gewaltigen Ramlagira, von dem er eine interessante Schilderung gibt: „In früher Stunde, noch im Bette liegend, wurde ich plötzlich von einem eigenartigen Getöse geweckt, das wie das Wogen einer fernen Meeresbrandung an mein Ohr schlug. Ich riß die Bettwand zur Seite — und genoß den grandiosen Anblick eines Ausbruches des

\*) Am 15. Oktober erscheinen gleichzeitig in einer norwegischen und deutschen Ausgabe Henrik Ibsens „Nachgelassene Schriften“ in vier Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und Halodan Rohst. Die deutsche Ausgabe ist von S. Fischer in Berlin verlegt, bei dem auch die autorisierte Ibsen-Ausgabe erschienen ist. Die nachgelassenen Schriften neben manchem Belanglosen aber für die Ibsenforschung nicht Unwichtigen, das aus alten Zeitungen und Zeitschriften gesammelt ist (Gedichte, Profaschriften, Neben), vor allem die ersten Entwürfe der meisten Dramen von Brand bis zum Epilog: Wenn wir Toten erwachen. Die sehr ausführliche Einführung der Herausgeber gibt wertvolle Hinweise zur Entstehungsgeschichte der einzelnen Dramen. Das Ganze vertritt einen interessanten und bedeutsamen Einblick in Ibsens Schaffen und Arbeiten. — Mit Erlaubnis des Verlages geben wir zwei Proben wieder: ein aus dem Jahre 1871 stammendes Gedicht und den ersten Entwurf zu „Rora“, der Rom 19. 10. 1878 datiert ist und aufs Klarste beweist, daß Ibsen schon in der ersten Skizze bis ans Ende ging.

Eine breite Fläche mit der Feuerstelle dem Zimmer zugekehrt ist, und die andere von der Mauer einen gehörigen Abstand hat, damit nicht ein zu großer Teil der Wärme von der Wand aufgenommen wird. Will man Steinkohle oder Braunkohle verwenden, so ist ein Kofst, durch den die Schlacken und die Asche in einen besonderen Abschraum fallen, unentbehrlich. Der Feuerungsraum selbst soll durch feuer sichere Platten gegen die Kacheln isoliert sein. Eine selbstverständliche Voraussetzung ist es, daß die Türen gut schließen, daß die Kacheln nicht gesprungen sind und daß sich zwischen ihnen keine Fugen bilden, durch die nicht nur Rauch und Gase in das Zimmer dringen, sondern auch Wärme durch Strahlung verloren geht. Auch ist es falsch, die Asche und Schlacken sich anhäufen zu lassen. Der Heizraum darf nie bis zur Hälfte damit angefüllt sein. Das Brennmaterial muß trocken und genügend zerkleinert sein und darf nicht wie Kraut und Rüben auf dem Kofst durcheinander liegen. Die Kohlen müssen auf dem hinteren Teil des Kofstes gut ausgebreitet sein und das Holz zum Anzünden vor die Kohlen gelegt werden. Sonst ist das Feuer ungleichmäßig; es brennen die äußeren Stücke, während die inneren nur stark erhitzen, „trocken destilliert“ werden, und es bilden sich brennbare Gase, die sonst noch für die Feuerung nutzbar gemacht werden könnten, so aber durch den Schornstein oder in das Zimmer entweichen. Neuerdings werden die Ofenlöcher vielfach nicht im Zimmer selbst, sondern außen auf den Korridoren angebracht. Dadurch wird jede Staubentwicklung in den Wohnräumen selbst vermieden. Die Ofentür darf natürlich nicht eher geschlossen werden, als bis alle Kohlen in voller Glut sind. Sonst ist der Druck im Ofen ein zu großer, die Kacheln springen und in den Fugen bilden sich Löcher.

Befolgt man aber diese Vorschriften, so wird man mit dem Kachelofen seine Freude haben. Die Wärme ist eine milde, und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein völlig genügender. Die Lufterneuerung ist ausreichend und kann durch einfache Ventilationsvorrichtungen noch erheblich verbessert werden. Die behagliche, angenehme Temperatur besteht stundenlang, selbst wenn schon das ganze Feuer erloschen ist, weil die Wärme ganz allmählich abgegeben wird. Dazu kommt, daß die Anschaffungs- und Unterhaltungskosten verhältnismäßig niedrige sind. Und die Ausgaben für die Beheizung der Kachelöfen sind erheblich geringer gegenüber den Preisen, die den Mietern für die Zentralheizung berechnet werden. Einzelne Mängel werden sich in unserem technisch so hoch stehenden Zeitalter leicht verbessern lassen, wenn sich die Industrie wieder mehr der Konstruktion der Kachelöfen annimmt, die sie über den unzähligen Systemen von Regulieröfen und Zentralheizungen fast vergessen hat.

Aber die günstige Beurteilung der Kachelöfenbeheizung beschränkt sich nicht allein auf ihren technischen Wert. Der Kachelofen stellt ein Stück nationaler Eigenart, Kunst und Kultur dar. Der Kamin und der Kachelofen sind in Deutschland und in der Schweiz schon seit dem 10. Jahrhundert n. Chr. bekannt. Der Kamin wurde in den alten deutschen Herren- und Bauernhäusern kunstvoll hergestellt und war häufig das Prunk- und Schaustück des Hauses. Später machte in Deutschland der Kamin den sparsameren und praktischeren Ofen Platz, während er in England und Frankreich eine hohe künstlerische Ausbildung erhielt. So ist der Kachelofen von alterher das Wahrzeichen des patriarchalischen, gemüthlichen Familienlebens. Der schöne und behagliche Ofen war die Stätte, um die herum sich das häusliche Leben abspielte. In den „Hafnerwerftstätten“ Mittel- und Süddeutschlands und der Schweiz wurden die Kacheln aus Ton gebrannt und glasiert. Kunst und Handwerk verbanden sich, um sie, dem Geschmack der Zeit entsprechend, mit Darstellungen aus der Bibel, mit Bildern von berühmten Männern und Frauen auszumäulen. Man brachte auch gut gemeinte Sprüche und Verse an. Der figürliche Schmuck findet sich sowohl in Form von plastischen Reliefs als auch von Malereien. Auch auf die architektonische Gliederung wurde großer Wert gelegt. Der Aufbau wurde geschieden in Auf- und Untersatz mit Gesims und Fuß, die je nach dem Stil der Zeit in mehr oder weniger geschwungenen Linien durchgebildet wurden. Oft wurde die ganze Anlage noch durch Sitze und Bänke erweitert, so daß solch ein Ofen nicht nur der Wärmespender, sondern gleichzeitig ein unentbehrliches Gebrauchsmöbel für die Familie wurde. Es ist uns eine ganze Reihe von herrlichen Stücken aus alten Zeiten erhalten, so z. B. im Germanischen Museum zu Nürnberg oder im Rathaus zu Augsburg. Und die Schweiz enthält in ihren Rathhäusern, in ihren Schlössern und auch in ihren reichen Bauernhäusern so manchen Kachelofen, dessen kunstreiche und geschmackvolle Herstellung die größte Bewunderung verdient.

Mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts geriet die Töpferkunst in Verfall. Die Kacheln wurden fabrikmäßig hergestellt, die Ofen ohne feinen Geschmack immer nach demselben Aufsatz aufgebaut, so daß der Kachelofen bald als ein Gegenstand angesehen wurde, der einem nur lothbaren Platz in der Wohnung wegnahm.

Erst gegenwärtig vollzieht sich wieder ein Aufschwung. Der Ton wird als Material in der Kunst und im Kunsthandwerk wieder bevorzugt. Die modernen Kacheln werden zu dekorativen und künstlerischen Zwecken vielfach angewandt und es werden prachtvolle Wirkungen damit erzielt.

Namlagira! Unter heftigem Brausen und Wogen, das sich fast wie das halb stärker anschwellende, bald gedämpfter klingende Surren eines unsichtbaren Riesenofens anhörte, quollen fortgesetzt dicke, weiße Dampfswolken, ungeheuren Blumenkohlköpfen ähnlich, aus dem Krater hervor und hielten sich über unseren Häuptern zu einer mächtigen, nach oben hin fächerförmig erweiterten Pinie zusammen. Schier endlos schien diese in die klare Morgenluft emporzuwachsen zu wollen. Dann mischte sich langsam von unten her ein kräftiger Nachschub von bräunlichen Dämpfen in das leuchtende Weiß. Ein breiter Strom schob plötzlich in die Höhe, ihm folgte ein zweiter, ein dritter . . . Als ob gigantische Hände in emsiger Arbeit ungezählte Eimer voll glühender Schlacken aus der Tiefe des Kraters jutage förderten. Gleich darauf begann ein dichter Lapidiregen aus der Eruptionswolke niederzugehen. Ein Regen von feinsten, in der Luft rasch erkaltenden Schlackenstückchen, die bei dem herrschenden Ostwind viele Kilometer weit über den Westrand des zentralafrikanischen Grabens hinausgetragen wurden. Die vordem weißleuchtende Pinie hatte sich in ihrem unteren Teile tief schwarz verfärbt. Nur die obersten Partien der übereinandergeschichteten Wolkenmassen erglänzten nach wie vor, gewaltigen Baumwollballen gleich, in schneeigem Weiß. . . . Nach einer Stunde etwa ließ die Heftigkeit des Ausbruches sichtlich nach. Der Lapidiregen hörte auf. In der jetzt wieder rein weißen, jedoch bedeutend schwächeren Eruptionswolke leuchteten von Zeit zu Zeit, jedesmal von kräftigen Detonationen begleitet, eigentümliche, rasch emporzügelnde bläuliche Dämpfe auf. Das Brausen in der Tiefe schwoll noch einmal für wenige Sekunden mit einem pochenden Geräusch wie von Hunderten von Hämmern zu einigen stärkeren Akkorden an, um unmittelbar danach in ein kaum noch wahrnehmbares gleichmäßiges Rauschen überzugehen und schließlich ganz zu ersterben. Nach einer weiteren halben Stunde war alles vorbei. Friedlich lag der Namlagira wieder vor unseren Blicken da. Nur eine leichte, kaum sichtbare Rauchwolke kränzelte sich über seinem kahlen Gipfel. „Es solch heftiger Ausbrüche des Namlagira wurden beobachtet. Ein Bild von schauriger Schönheit“, erzählt Kirckstein, „boten namentlich die Nachtausbrüche des Vullans, wenn die aus dem weiten Krater emporwachsende Dampfäule durch den Widerschein des im Eruptionsschlot aufsteigenden Schmelzflusses wie eine mächtige, zum Himmel schlagende Lohe glütrot erleuchtet erschien, und wenn dann plötzlich aus der feurigen Pinie ein prächtiger Funkenregen von tausend und abertausend in die Höhe mit emporgerissenen, glühenden Schlackenstückchen, einem Goldfitterregen vergleichbar, in die Tiefe nieberging.“ Nach Erforschung der tätigen Westgruppe der Wirungavullane wandte sich der Geologe der Mittelgruppe zu und bestieg den höchsten dieser Vullane, einen der gewaltigsten Vulkane der Erde überhaupt, den 4500 Meter hohen Karissimbi. Aber die Bezwingung dieses Gebirgsriesen endete mit einer furchtbaren Katastrophe. Beim Abstieg brach plötzlich ein entsetzlicher Schneesturm los, vor dem nur der mit Bäumen bestandene Kratertrand Rettung und Schutz gewähren konnte. Die schwarzen Träger aber weigerten sich, weiter zu gehen, warfen die Lasten fort, legten sich in den Schnee und hatten auf alles Drängen und Drohen nur die klagende Antwort: „Amri ya mungu — es ist göttliche Fügung — also sterben wir.“ Bei den Eingeborenen gelten nämlich die Vullane als „berhext“, und wer sie bestiegt, beschwört die Rache des Berggottes Songo herauf. Es war die Vergeltung des Songo, die die Schwarzen in dem Schneesturm sahen. Es gelang Kirckstein und seinen beiden Askaris trotz größter Anstrengungen, nur wenige der Unglücklichen, die sich in dem eiskalten Sumpfwasser niedergelauert hatten, an das rettende Lagerfeuer am Kratertrand zu tragen. „Die anderen alle — zwanzig an der Zahl, d. h. nahezu die Hälfte meiner gesamten Karawane — lagen als Leichen im Schnee. Unter tropischer Sonne erfroren! Die Gesichter im Todeslampfe gräßlich verzerrt, die Finger tief in den sumpfigen Kraterboden eingewühlt, so lagen sie da. Ein furchtbarer Anblick für uns, die wir zu ihrer Rettung zu spät kamen.“

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Tierleben.

Überwinternde Zugvögel. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß mehrere Vogelarten, die früher den Winter bei uns nicht verlebten, von Jahr zu Jahr mehr bei uns bleiben. Vom Buchfinken überwinternten ehemals bei uns nur einzelne alte Hähne, weswegen Linné ihn *coolebs*, den ehelosen Finken, nannte, während die Hennen mit den Jungvögeln im Herbst südwärts zogen. Seit zwanzig Jahren überwinternten nicht einzelne, sondern ganze Mengen von Hähnen bei uns, und neuerdings auch die Hennen und die jungen Vögel. Ebenso verhält sich auch die Schwarzdroffel; früher blieben nur einzelne alte Hähne, jetzt bleiben Mengen davon und sehr viele Hennen und junge Tiere über Winter bei uns. Die Gründe dafür scheinen darin zu liegen, daß sich die Buchfinken und Amfeln unter dem Vogelschutzgesetz sehr stark vermehrt und weiter nach Norden vordrängten, denn wahrscheinlich sind die Amfeln und Finken, die bei uns überwinternd, nicht dieselben Stücke, die bei uns brüteten

oder erbrütet sind, sondern als solche aus Skandinavien und den russischen Ostseeländern, für die unser Winterklima schon milde ist. Ein weiterer Grund für das Überwintern ist noch in den künstlichen Fütterungen und in dem Umstande zu suchen, daß jeder Vogel, der sich stark vermehrt, dreifert wird und sich dem Menschen mehr anpaßt, also auf Abfallhaufen, Schutzplätzen usw. Nahrung zu finden weiß. Neuerdings überwintert ferner die Ringeltaube in Massen bei uns; hier ist es nachweisbar, daß es sich um nordische Flügel handelt, denn sie benehmen sich viel weniger scheu, als die bei uns brütenden Ringeltauben. In schneereichen Wintern, wie in dem letzten, haben die Taubenflüge aus Nahrungsmangel den Futterlohl angenommen und stellenweise nicht unerheblichen Schaden gestiftet.

### Technisches.

Eine Verbesserung des Fernrohrs. Das Fernrohr ist auf wissenschaftlichem Gebiet bisher nur für den Astronomen ein Rüstzeug gewesen. Wahrscheinlich durch gewisse Erfolge der Photographie ist man jetzt auf den Einfall gekommen, es auch für andere Zweige der Naturwissenschaften nutzbar zu machen. Tüchtige Photographen haben nämlich ihren Apparat mehr und mehr dazu verwertet, das Tierleben in seiner verborgenen Betätigung ans Licht zu ziehen, und so sind prachtvolle Bilder zustande gekommen, die beispielsweise das Leben einer Vogelfamilie im Nest in aller Deutlichkeit vorführen. Einen ähnlichen Vorzug soll nach einer Mitteilung der „Nature“ eine Verbesserung des Fernrohrs dem Naturforscher ermöglichen, und zwar noch in höherem Grade. Die Neuerung besteht in der Vierung einer besonderen Linse, die über das Objektiv eines Fernrohrs von kurzer Brennweite befestigt werden kann. Auf diesem Wege würde ein Fernrohr, so merkwürdig es klingt, das Mittel werden, Insekten und ähnliche kleine Formen tierischen Lebens aus einer geeigneten Entfernung zu beobachten, die weit genug ist, um das Tier nicht zu beunruhigen. Es läßt sich erwarten, daß man auf diese Weise die Gewohnheit von Käfern, Spinnen und dergleichen vollständiger und eingehender studieren können, als es bisher möglich gewesen ist. Eine Linse von gleicher Art, die übrigens ziemlich billig geliefert wird, kann auch für Feldgläser benutzt werden. Auch im Museum kann sie gute Dienste leisten, wenn es sich um Schaustücke handelt, die nur in beträchtlichem Abstand besichtigt werden können oder bei denen eine besonders scharfe Beobachtung wünschenswert ist, wie sie mit bloßem Auge nicht mehr gesehen kann.

Eine neue Fernphotographie ist von dem Franzosen Laurent Sémat erfunden und unter dem Namen Teleautocopist beschriftet worden. Der Apparat soll in der Hauptsache eine möglichst einfache Fernübertragung von Schrift, Zeichnungen und Photographien darstellen. Der Erfinder verspricht aber noch mehr, denn sein Instrument soll auch beliebige andere Aufzeichnungen wie Notenschrift, Stenogramme, Druckschrift usw. übertragen. Besonders macht er auf die Möglichkeit aufmerksam, auch anthropometrische Messungen auf diesem Wege schnellstens zu übermitteln. Ein Mitarbeiter des „Elektrotechnischen Anzeigers“ fällt dem Teleautocopist das anerkennende Urteil, er sei nicht nur durch die Einfachheit der elektromechanischen Mittel, sondern auch durch eine glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe, eine vollkommene Ueber-einstimmung zwischen der Sendee- und der Empfangsstation herbeizuführen, ausgezeichnet. Die Walze, die zur Aufnahme der zu übertragenden Aufzeichnungen bestimmt ist, hat einen etwas kleineren Durchmesser als die an der Empfangsstation befindliche Walze. Beide werden durch einen Motor angetrieben. Die Walze des Sendearrangs ist mit einer Metallfolie umhüllt, auf die das zu übertragende Bild oder die Schrift vorher aufgetragen oder eingedruckt ist. Ueber die Walze gleitet ein Zeichenstift, der während seiner Bewegung verschiedene Stromstöße in den Stromkreis sendet, nämlich der Stift auf einen erbalten gebliebenen und daher leitenden Teil des Metallüberzuges, so wird der Stromkreis geschlossen, beim Uebergang über die mit Schwärze bedeckten Stellen dagegen wieder geöffnet. Die Walze an der Empfangsstation ist erst mit einer Platte aus Kohlenpapier und dann mit einem Blatt gewöhnlichen Papiers umgeben. Die Umdrehungsgeschwindigkeiten beider Walzen stehen in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Umfang, und dadurch wird ein vollkommen gleiches Tempo bei beiden Apparaten erzielt. Außerdem setzt der Schreibstift an der kleineren Walze um genau den Betrag aus, um den der Umfang der größeren Walze länger ist. Durch geeignete Abänderungen kann eine Vergrößerung oder Verkleinerung der Wiedergabe bewirkt werden. Außer der Einfachheit der Anordnung wird als ein besonderer Vorzug der neuen Erfindung bezeichnet, daß man dabei ohne photographische Aufnahmen und ohne das schwer verwendbare Selen auskommt. Infolgedessen kann sich der Betrieb bei vollem Tageslicht abspielen. Außerdem ist zur Bedienung keinerlei besondere Vorkenntnis nötig, und der Apparat läßt sich an gewöhnlichen Telegraphen- oder Telephonleitungen anschalten. Der Teleautocopist ist kürzlich auch von dem französischen Physiker Caillaud der Akademie der Wissenschaften in Paris vorgeführt worden. Die gegebenen Proben der Uebertragung von Bildern und von Schrift lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.